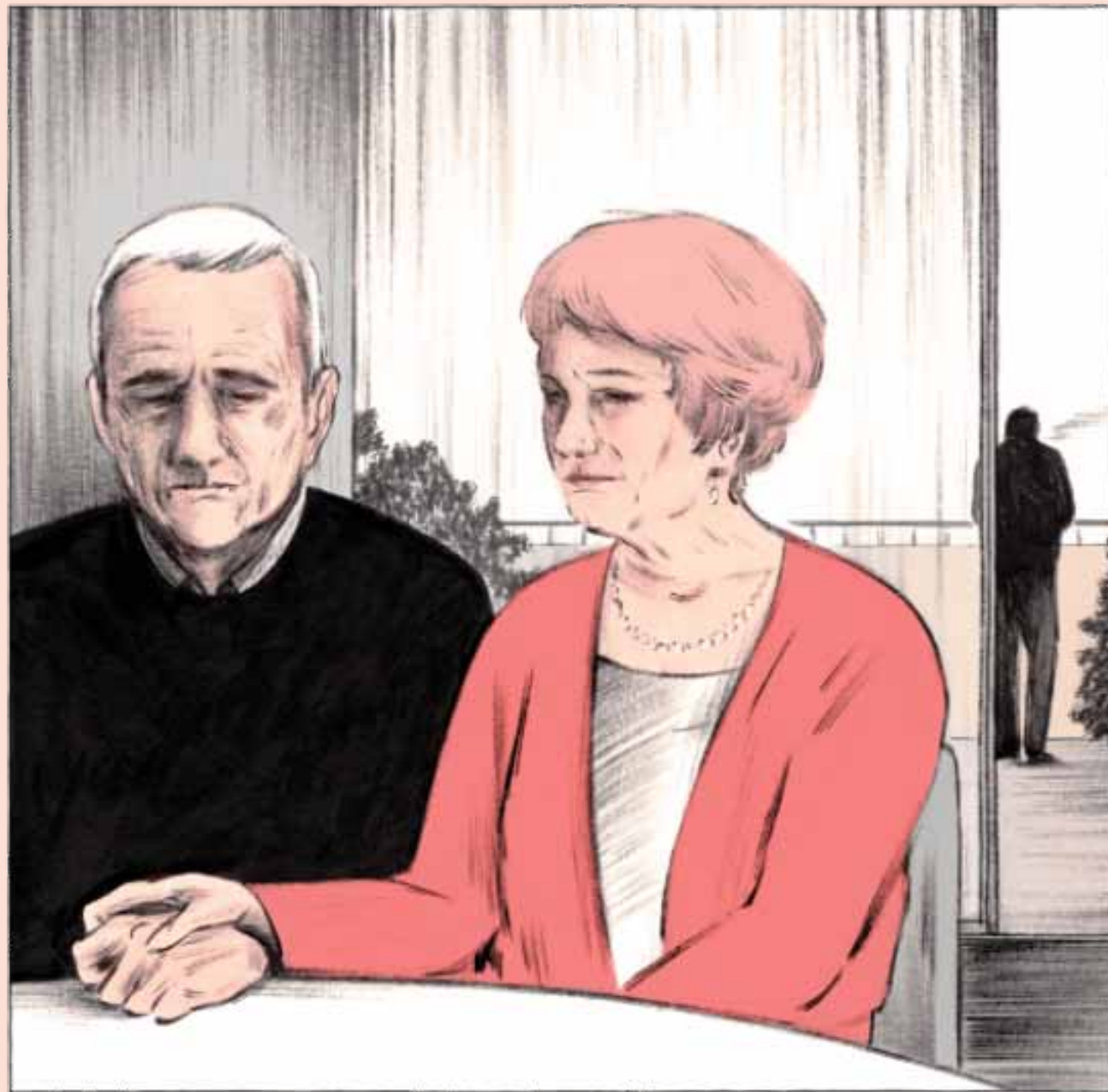


Die Eltern gehen weg

Weil er unheilbar krank ist, beschließt ein Mann zu sterben. Ohne ihn will auch seine Frau nicht leben. Unser Autor hat die letzten Monate des Paares dokumentiert – er ist ein guter Freund des Sohnes. Chronik eines angekündigten Todes

Text STEPHAN HILLE

Illustration ISABEL SELIGER



Als seine Eltern ihre Trauerfeier besprechen wollen, flieht der Sohn irgendwann zum Rauchen auf die Dachterrasse. Er kann diese Abgeklärtheit manchmal nicht ertragen.

Eine 70-jährige Dame, die sich in fünf Wochen das Leben nehmen will, stellt man sich anders vor. Vergnügt und etwas aufgekratzt nimmt sie die Stufen zur Wohnung im vierten Stock. »Ich muss jetzt erst mal aus meinen hochhackigen Schuhen raus«, sagt Edith Stäheli im Treppenhaus. Eine kleine, quirlige, elegante Frau. Man würde sie deutlich jünger schätzen. Edith Stäheli wirkt keineswegs lebensmüde, und sie ist es auch nicht. Aber sie hat sich entschieden. Ihr Mann, Peter Stäheli, ebenfalls 70, steigt hinter ihr ernst und steif die Treppen hinauf. Sein Parkinson, der Grund für den geplanten gemeinsamen Suizid, sieht man ihm auf den ersten Blick nicht an. Er steht etwas wackelig auf den Beinen. Es ist der 7. März 2015. Unser erstes Treffen. Stähelis haben sich um wenige Minuten verspätet. Sie waren mit Freunden zum Mittagessen verabredet. Die Freunde haben sie nach Hause gebracht, in einen Vorort von Basel.

Von jetzt an, dem 7. März gerechnet, wollen Edith und Peter Stäheli noch fünf Wochen leben. Höchstens. Den genauen Termin weiß das Ehepaar noch nicht. »Es muss einfach vor dem 15. April passieren«, sagt Edith Stäheli. Dann würde sie 71 Jahre alt. Die Vorstellung, an diesem Tag Gratulationen und Geburtstagswünsche entgegennehmen zu müssen und doch kurz darauf aus dem Leben zu treten, ist für sie wie für ihren Mann Peter unerträglich. Die Entscheidung steht. Irgendwann zwischen dem 5. April, also Ostersonntag, und dem 15. April. »Wir gehen sicher nicht am Osterwochenende. Wir möchten nicht, dass unser Sohn sein Leben lang Ostern mit dem Tod seiner Eltern verbindet«, sagt Edith Stäheli. Für ihn, Patrick Stäheli, 37, den einzigen Sohn, wollen die Eltern es so erträglich wie möglich machen. »Das ist für uns der wundeste Punkt«, sagt die Mutter. Sie ist kerngesund. Der Sohn ist mein guter Freund. Eltern und Sohn heißen in Wahrheit anders.

Vor gut zehn Jahren fängt das Parkinson langsam an, sich in Peter Stäheli auszubreiten. Dank Medikamenten kann Stäheli den Verlauf aufhalten; viele Jahre spürt der ehemalige Banker keine größeren Einschränkungen. Dann, im Sommer vor zwei Jahren, eine deutliche Verschlechterung. Auslöser ist ein psychisches Trauma: der Konkurs eines kleinen Hightech-Unternehmens. Peter Stäheli ist dort Verwaltungsratspräsident. Die Firmenpleite ist sein persönlicher Scherbenhaufen. Und neue Nahrung für das Parkinson in seinem Körper. »Ich hatte plötzlich Verkrampfungen im ganzen Körper. Vom Genick an, über Schultern, Kreuz, Beine, bis in die Zehenspitzen.« Peter Stäheli fährt mit den Händen den ganzen Körper entlang. »Diese Krämpfe sind unerträglich.« Nur starke Schmerztabletten helfen.

»Die Krankheit schweißt uns noch mehr zusammen«, sagt Edith Stäheli. »Der körperliche Verfall meines Mannes wurde immer schlimmer. Wir mussten die Dosis der Medikamente von Woche zu Woche erhöhen.« Die Krankheit bestimmt mehr und mehr das Leben der Stähelis. Jeden Tag die Frage: Was geht noch, was geht nicht mehr?

Stäheli merkt jetzt, im Frühjahr 2015, dass er beim Autofahren den Schulterblick nicht mehr schafft. Er muss aufpassen, dass er im Fuß, der das Gaspedal bedient, keinen Krampf bekommt. Er fährt nur noch kurze Strecken, zum Bäcker zum Beispiel. »Eigentlich sollte ich besser gar nicht mehr fahren.« Doch damit würde er seinen Bewegungsradius extrem einschränken. »Nach einem halben Kilometer zu Fuß ist fertig. Dann verkrampft sich alles.«

Peter Stähelis größte Einbuße an Lebensqualität: Er kann nicht mehr Golf spielen. Die Leidenschaft von ihm und seiner Frau. Damit fällt für die Stähelis nicht nur ein Hobby weg, sondern auch ein Freundeskreis, der sich regelmäßig auf dem Golfplatz trifft. Auch unmöglich ist die Gartenarbeit, die Pflege der mannshohen Buchsbäume, Wacholdersträucher und Lebensbäume auf der riesigen Dachterrasse.

Als Unternehmer ordnet Peter Stäheli das Leben in Plus und Minus. Seine aktuelle Bilanz ist düster: »Wenn man dazu verurteilt ist, nur noch im Sessel zu sitzen, Zeitung zu lesen und einem auch das noch Mühe bereitet, dann ist das kein Leben mehr, wie man es früher genossen hat.«

Aufhalten lässt sich die Krankheit nun nicht mehr. Mit der Zeit bräuchte er unweigerlich einen Rollator, später einen Rollstuhl. Irgendwann bliebe nur das Bett. All das will Peter Stäheli auf keinen Fall. Schon aus Rücksicht gegenüber seiner Frau. Ein Weiterleben hat für ihn keinen Wert. Und ohne ihn hat auch ihr Leben keinen Wert mehr. Sagt die Frau. »Ich würde es nicht ertragen, heimzukommen und alleine zu sein.« Und: »Ich weiß, es ist ein zutiefst egoistischer Gedanke, aber er ist von Liebe getragen.« In unserem Gespräch fällt immer wieder das Wort »Selbstbestimmung«.

Edith und Peter Stähelis Wunsch, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden, reift im Herbst 2014 zu einem definitiven Entschluss. Der Sohn hat die gesundheitliche Verschlechterung seines Vaters mitbekommen. Von Zürich aus ist es nur eine Stunde bis zu seinem Elternhaus. Er ist häufig zu Besuch. Ein paar Wochen zuvor ist er mit seiner Freundin und dem zweijährigen Sohn von Zürich nach Köln gezogen. Er arbeitet dort bei einer Fernsehproduktionsfirma. Ihre Entscheidung wollen Peter und Edith Stäheli ihrem Sohn im Herbst vor zwei Jahren möglichst schonend beibringen. Nur, wie sollen ein nicht sterbenskranker Vater und eine kerngesunde Mutter dem ein-

zigen Sohn verständlich machen, dass sie sich in einem halben Jahr umbringen werden? »Für Patrick hat sich das Glas mit Informationen immer mehr gefüllt«, sagt Peter Stäheli. Die Eltern deuten immer wieder an, die Wohnung verkaufen zu wollen. Vor 39 Jahren haben sie die Dachgeschosswohnung gekauft. Zwei Jahre später, 1977, kommt Patrick auf die Welt. Er wächst in dieser Wohnung auf. Wenn er zu Besuch ist, schläft er in seinem alten Kinderzimmer. Nebenbei steht ein Kinderbett für den zweijährigen Enkel Simon. Die Großeltern lieben ihn heiß und innig; sie sähen ihn viel lieber öfter.

An einem Abend im Oktober 2014 kommt das Gespräch mit dem Sohn in der elterlichen Wohnung wieder einmal auf die Krankheit des Vaters. »Ich werde schon sehr bald die Dinge, die ich mag, nicht mehr tun können«, sagt Peter Stäheli da. Irgendwann werde er die Treppe in den vierten Stock nicht mehr schaffen. Einen Lift gibt es nicht. Der Vater sagt: »Wir werden die Wohnung verkaufen.« Pause. Die Mutter fügt hinzu: »Und wir suchen keine neue mehr.« Patrick versteht nicht recht. »Wie, ihr sucht keine neue Wohnung? Wie meint ihr das?« Dann fallen zwei entscheidende Sätze: »Papi hat sich entschlossen, seiner Krankheit ein Ende zu setzen.« Schweigen. Die Mutter fügt an: »Und ich werde mit ihm gehen.« Der Sohn bricht zusammen. Er betrinkt sich an diesem Abend fürchterlich. »Kanonenvoll war er«, sagt die Mutter. Ihr Mann liegt den Rest des Abends mit Krämpfen auf dem Sofa, während sie versucht, den Sohn zu beruhigen.

Für den Sohn ist dieser Abend im Oktober 2014 der Beginn eines monatelangen Wechselbads der Gefühle: erst Schock und Sprachlosigkeit. Dann Wut und große Traurigkeit. Wut darüber, dass seine Eltern nach 37 gemeinsamen Jahren einfach so einen Schlusstrich ziehen werden. Sich aus seinem Leben verabschieden. Noch lange versucht er, seinen Eltern Alternativen aufzuzeigen: »Wolltet ihr nicht noch die Pinguine auf Feuerland sehen? Warum macht ihr nicht lange Reisen? Warum nicht in eine Parterrewohnung ziehen und gute

spielen.« So wie Eltern ihre Kinder ziehen lassen, müssen Kinder auch ihre Eltern ziehen lassen«, sagt der Vater. Und wenn der Sohn den Entschluss der Eltern nicht akzeptieren würde? »Ich würde es dennoch tun«, sagt die Mutter. »Ich würde an seinen Verstand appellieren«, sagt der Vater.

Aber geht das? Kann man als Sohn den Verstand wahren, wenn die Eltern ihren eigenen Suizid ankündigen? Wirklich fassen kann Patrick Stäheli das alles nicht. »Es ist eine schreckliche Vorstellung, bald nicht mehr den Rückhalt der Eltern zu haben«, sagt er. »Ich werde meinen Fels in der Brandung verlieren.« Und er kann nichts dagegen ausrichten. »Natürlich ist die Entscheidung meiner Eltern egoistisch, aber ihr Egoismus ist ihre Brücke zu Freiheit und Selbstbestimmung.« Er fügt sich. Hätte er überhaupt eine Wahl? Könnte er den Suizid verhindern? Und täte er sich und den Eltern, die ihr Ableben so akribisch planen, einen Gefallen? Wäre es für ihn besser, die Eltern würden sich eines Tages unangekündigt das Leben nehmen? »Nein«, sagt er. »So haben wir die Chance, diesen Weg sehr bewusst und positiv zu Ende zu gehen.«

Jetzt, wenige Wochen vor diesem fürchterlichen Stichtag, versucht er, nicht in lähmende Trauer zu fallen. Aus Vernunft. »Lieber will ich den Sonnenuntergang genießen, als darüber zu trauern, dass die Sonne bald untergeht.« Und doch gelingt ihm das häufig nicht. »Ich weine oft im Stillen. Aus heiterem Himmel. Im Auto oder zu Hause in Köln.« Auslöser ist eine Erinnerung, ein Foto, ein Bild im Kopf. Zum Beispiel der Gedanke, dass er nie mehr den Duft von Weihnachtsgebäck in der elterlichen Wohnung riechen wird. Patrick Stäheli hat große Angst vor diesem Tag, an dem seine Eltern gestorben sein werden. Maximal vier Wochenenden sind es noch. So will es das gesetzte Zeitfenster der Eltern.

Die Wohnung ist bereits verkauft. Zum 1. Juli 2015. Damit der Sohn in Ruhe räumen kann. Auch das Meißner Porzellan und das

Die Eltern möchten, dass ihre Asche nach der Trauerfeier in den Rhein gestreut wird. Von einem der Fährboote, im kleinsten Kreis. Zusammen mit einfachen, weißen Blumenblättern. Wie einen Film haben sie das im Kopf

Bücher im Sessel lesen?« Der Vater antwortet: »Ich habe nie in meinem Leben im Sessel Bücher gelesen. Warum sollte ich jetzt damit anfangen?« Weite Reisen im Flugzeug sind für Peter Stäheli inzwischen ohnehin unmöglich. Er kann nicht mehr lange sitzen.

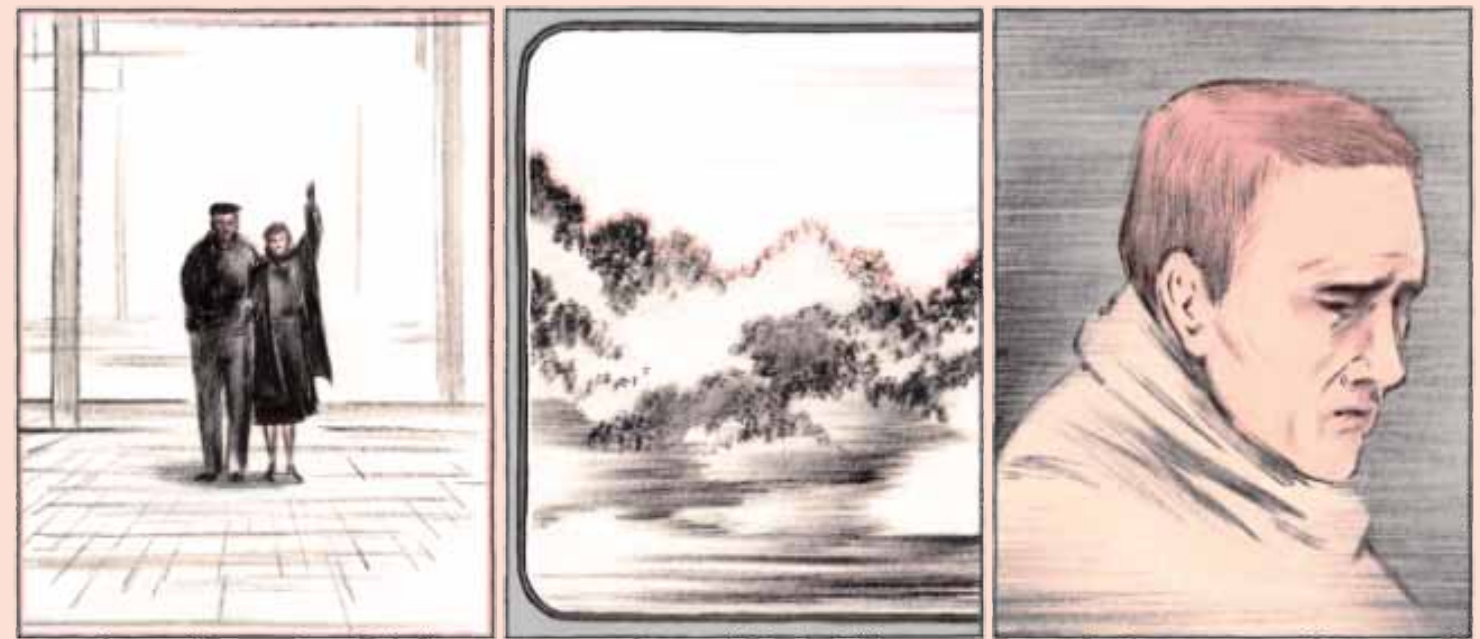
Patrick Stäheli wird klar, dass er in seinem Ringen um das Leben der Eltern keine Chance hat. Dennoch: Wie soll sich ein Sohn damit abfinden, dass die gesunde Mutter mit dem kranken Vater gemeinsam aus dem Leben treten will? »Bitte, Papa, lass mir die Mami da«, fleht der Sohn einmal. Krämpfe durchzucken den Vater. Die Mutter sagt in diesem Augenblick nichts.

Haben die Eltern ein schlechtes Gewissen gegenüber ihrem Sohn? »Ich kann das nicht eindeutig mit Ja beantworten«, sagt die Mutter. Patrick habe jetzt ja seine eigene Familie, in Köln. Und die müsse so stark sein, dass die eigenen Eltern nicht mehr so eine wichtige Rolle

erste von zwei Autos sind verkauft. »Es ist, wie wenn man in eine Alterswohnung zieht und sich vorher von vielen Dingen verabschieden muss«, sagt der Vater. »Bevor wir gehen, versuchen wir, uns von so viel Ballast wie möglich zu trennen.« Zuerst wird immer der Sohn gefragt, ob er dies oder das noch haben will. Er mag das nicht. Er möchte einfach nur Zeit mit den Eltern verbringen.

Doch für den Vater gibt es noch viel zu tun: Das zweite Auto, den BMW, verkaufen, Papiere ordnen, Versicherungsdokumente sichten. Die Steuererklärung für das vergangene Jahr einreichen, damit sein Sohn nicht nachzahlen muss. Und: Die Eltern möchten ihre eigene Trauerfeier planen, bis ins letzte Detail und gemeinsam mit ihrem Sohn.

14. März 2015. Es ist der viertletzte Samstag im Leben der Stähelis. Der Sohn ist aus Köln angereist. Anwesend ist auch Beat Trachsler. Der pensionierte Dozent für Kunst- und Kulturgeschichte in Basel hält



Als sich die Zugtür vor den Eltern schließt, weiß der Sohn nicht, wann genau sie sterben wollen – das halten sie geheim. Sie vermisste ihn, schreibt ihm die Mutter während seiner Fahrt.

gelegentlich Trauerreden. Ihn haben die Stähelis über gemeinsame Freunde gefunden. Denn eine kirchliche Trauerfeier kommt für sie nicht in Frage, obwohl sie gläubig sind. »Wir wollen den Pfarrer nicht in einen Clinch bringen«, sagt Peter Stäheli. »Die Kirche ist gegen Suizid, und ein Pfarrer kann nichts anderes predigen.« Die Eltern möchten nicht, dass auf der Trauerfeier gesungen oder gebetet wird. Keine kirchlichen Rituale. Wieder fällt das Wort »selbstbestimmt«. Daher also nun Beat Trachsler. Vor zwei Wochen hat er zugesagt.

Heute treffen sie sich, um Trauerfeier und Trauerrede zu besprechen. Der Sohn sieht den graumelierten, freundlichen Trachsler, 74 Jahre alt, zum ersten Mal. »Es ist absurd: Wir reden hier über die Farbe der Blumen, und meine Eltern sitzen neben mir.« Trachsler fragt ihn, wie er bisher seine Eltern erlebt habe. Die Eltern schauen Patrick an. Dem Sohn wird es wieder viel zu viel. Er protestiert: »Als ob es hier um eine Festrede zum 60. Geburtstag ginge!« Der Vater versucht zu vermitteln: »Aber Patrick, Herr Trachsler muss doch wissen, wie wir waren.« Der Sohn versucht, sich zusammenzureißen, geht auf die Dachterrasse und zündet sich eine Zigarette an. Hoffte, dass das Gespräch bald vorbei ist. Beat Trachsler macht sich Notizen. Zu Edith Stäheli: »Eine quirlige Frau, die gern lacht und gern erzählt.« – »Ein Feuerwerk«, wirft ihr Mann ein. »Und er war immer mein Rettungsschwimmer, mein Rettungsring«, sagt Edith Stäheli über ihren Mann. »Bodenständig«, notiert sich Trachsler zu Peter Stäheli.

Die Eltern möchten, dass ihre Asche nach der Trauerfeier in Basel in den Rhein gestreut wird. Von einem der Fährboote, im kleinsten Kreis. Zusammen mit einfachen, weißen Blumenblättern. Wie einen Film haben sie ihren Tod und ihre Trauerfeier im Kopf. »Es soll keine traurige Abdankung werden«, sagt Edith Stäheli. Ein Grab wollen sie nicht. »Wir möchten keinen Ort, an dem sich Freunde und Verwandte an uns erinnern«, sagt Peter Stäheli. »Es wird uns einfach nicht mehr geben.«

Beat Trachsler verabschiedet sich. Der Sohn hat sich wieder etwas gefasst. »Ich bin ihm sehr dankbar, dass er uns keine Vorwürfe mehr macht«, sagt die Mutter, ohne dass Patrick es hören kann. »Aber ich wäre auch enttäuscht gewesen, wenn von ihm keine Vorwürfe gekommen wären.«

Die Eltern freuen sich auf das nächste Wochenende. Dann wird Patrick mit seinem Sohn zu ihnen kommen. Es wird das letzte Treffen der Eltern mit ihrem zweijährigen Enkel Simon. Patricks Freundin Karin wird nicht mitkommen. Karin, eine Pfarrerstochter, kann mit der ganzen Situation nicht umgehen. Sie will den Plan der Stähelis weder verstehen noch akzeptieren. Wären es ihre Eltern, hätte sie sofort den Kontakt abgebrochen, hat sie gesagt. Für Patrick ist damit alles noch viel schwerer. Eine wichtige Stütze fehlt. Er fühlt sich noch mehr allein.

Am liebsten würden Edith und Peter Stäheli über die Sterbehilfsorganisation Exit in den Suizid gehen. Seit mehr als 30 Jahren sind sie dort Mitglied. Bereits im Herbst vor zwei Jahren trifft sich Edith Stäheli mit einer Sterbegleiterin von Exit. Stäheli erfährt, dass Exit mit großer Wahrscheinlichkeit ihrem Mann zum Freitod verhelfen würde, nicht aber ihr, schließlich ist Edith Stäheli gesund.

»Über Exit zu gehen wäre einfach die sauberste Art gewesen«, sagt sie. »Aber jetzt haben wir uns anders organisiert.« Sie haben sich für Tabletten entschieden. Den Ablauf des Tags ihres Suizids hat sie ganz klar vor Augen. »Ich will sterben«, sagt sie unter Tränen. »Es ist das größte Geschenk meines Mannes, dass er warten wird, bis ich gestorben bin. Erst dann wird er hinterherkommen. Das ist unser gegenseitiges Versprechen.« Ihr Mann nickt. »Natürlich werde ich mich strafbar machen, wegen Beihilfe zum Selbstmord. Nur, es wird keine Rolle spielen, denn mich als straffällige Person wird es nicht mehr geben.« Angst davor, dass ihr Vorhaben scheitern könnte, haben sie nicht. Die Details erzählen sie, während der Sohn draußen ist. Er will das nicht hören. Er soll es auch nicht hören, sagen die Eltern. Ihnen aber scheint es gut zu tun, mir, einem für sie Außenstehenden, alles zu erzählen. Sie tun dies mit einer beinahe verstörenden Abgeklärtheit. ▶

Gewissensbisse und ein Gefühl der Ohnmacht plagen den Sohn. Müsste er sich nicht stärker gegen die Entscheidung stemmen? Könnte er den Suizid vielleicht doch verhindern? Das Ruder irgendwie herumreißen?

Sehr wenige enge Freunde sind in Stähelis Plan eingeweiht. Widerspruch gibt es kaum. Nur eine Freundin hat versucht, Edith Stäheli von ihrem Plan abzubringen. Vergeblich. »Es ist doch mein freier Wille. Und für mich wird es einfacher, weil mein Mann wartet, bis ich gegangen bin«, sagt Edith Stäheli unter Tränen. Peter Stäheli hat erst gar nicht versucht, seine Frau zum Weiterleben zu überreden. »Ich kenne meine Frau lange genug und weiß, was sie denkt.« Und nein: Hörig sei ihm seine Frau ganz sicher nicht. Und ja: Selbstverständlich hätte sie weiterleben können. Ohne ihn. Aber Edith Stäheli hat das von Anfang an ausgeschlossen. »Wir sind seit 49 Jahren ein Paar, und jetzt machen wir unser Leben fertig«, sagt sie. Wieder Tränen. »Für mich stimmt alles.« Weitere Besuche von mir wünschen die Stähelis nicht. Ihre Uhr läuft ab. Sie möchten sich jetzt ganz auf das letzte Treffen mit ihrem Enkel konzentrieren. Aber wir werden noch telefonieren. Der Abschied ist beklemmend. Das nächste Mal werde ich sie tot in der Wohnung vorfinden. Ich werde ihren Sohn begleiten. So haben wir es verabredet.

Freitag, 20. März 2015. Basel. Zwei Wochen vor Ostern. Voller Freude erwarten die Stähelis ihren Sohn und Enkel am Bahnhof. Der zweijährige Simon springt in die Arme seiner Großeltern. Die Großmutter heißt für ihn »Nani«, der Großvater »Gro«. Für den Enkel soll es ein ganz normales Wochenende bei Nani und Gro werden. Möglichst keine Abschiedsstimmung. Die Großeltern haben ein kleines buntes Stoffzelt gekauft. »Wir haben das ganze Wochenende darin gespielt«, erzählt Edith Stäheli später am Telefon. Sehr anhänglich sei der Enkel gewesen. Nur von der Nani habe er sich wickeln lassen. »Irgendetwas muss er doch gespürt haben, vielleicht habe ich ihn auch intensiver umarmt als sonst«, sagt sie. Immer wieder sei er zu ihr gekommen und habe ihr ins Ohr geflüstert: »Ich hab dich lieb.«

Zoobesuch am Samstag. Patrick hält einige Momente mit dem Handy fest: Enkel und Nani Hand in Hand vor den Flamingos. Enkel auf Nanis Arm bei der Seehundfütterung. Bei dem Gedanken, dass er dieses Bild zum letzten Mal macht, wird ihm schwer ums Herz. Die Frage nach dem Warum schießt ihm durch den Kopf. »Warum macht meine Mutter das? Warum sagt sie jetzt nicht, dass sie solche Momente noch öfter erleben will?« Er fragt die Mutter das nicht mehr. Jetzt nicht mehr. Und schon gar nicht in Anwesenheit seines Sohnes. Aber er hofft, dass es sich zumindest die Mutter im letzten Augenblick noch einmal anders überlegt. Nein, auch der letzte Besuch von ihrem Enkel Simon habe ihren Entschluss nicht in Frage gestellt, sagt Edith Stäheli später am Telefon. Sie sehe den Enkel ja ohnehin nicht oft.

Vor Wochen schon hatte der Sohn die Mutter gefragt, ob sie denn nicht den Enkel Fahrrad fahren sehen möchte. »Weißt du, Patrick, ich werde doch gar nicht erleben, wie er Fahrradfahren lernt«, lautete ihre Antwort. Mit dem Umzug ihres Sohnes aus der Schweiz nach Köln sei die Verbindung gekappt, sagen beide Eltern. Ihre Haltung klingt brutal. Als Großeltern fühlen sie sich überflüssig. Es ist nicht als Vorwurf

gegenüber dem Sohn gemeint. Das Wochenende mit Sohn und Enkel hat Peter Stäheli sehr aufgewühlt. Nachts krümmt er sich vor Krämpfen im Bett. Als sich am Sonntagabend hinter Sohn und Enkel die Zugtür schließt, stehen den Stähelis auf dem Bahnsteig die Tränen in den Augen. Winken, bis der Zug nur noch ein kleiner Punkt ist. Erstmals manifestiert sich das Gefühl der Finalität. Dieses »Nie mehr«. Der unwiederbringliche Moment, den Enkel in den Armen zu halten: »Wir haben ein Stück von uns verloren, nein, preisgegeben«, sagt Peter Stäheli am Telefon. Die Eltern versuchen sich mit dem Gedanken zu trösten, den Sohn am nächsten Wochenende wiederzusehen. Am Wochenende vor Ostern. Dann zum letzten Mal. Auf der Zugfahrt nach Köln erreicht Patrick eine Whatsapp-Nachricht der Mutter: »Wir sind traurig. Vermissen Euch.« Patrick ist völlig ausgelaut.

Gewissensbisse und ein Gefühl der Ohnmacht plagten ihn. Macht er alles richtig? Müsste er sich nicht stärker gegen die Entscheidung der Mutter stemmen? Könnte er den Suizid vielleicht doch verhindern? Das Ruder irgendwie noch herumreißen? Am Ende ist der Sohn mit diesen Fragen auf sich allein gestellt. Albträume plagten ihn. Er reibt sich auf. »Und doch komme ich immer wieder zu dem Schluss, dass es meine Aufgabe ist, die Entscheidung der Eltern zu respektieren«, sagt Patrick. Im Streit zu scheiden, wäre das Schlimmste, was jetzt passieren könnte.

Eine Woche später. Samstag, 28. März 2015. Das letzte Wochenende vor Ostern. Und das letzte Treffen von Eltern und Sohn. Es steht ein gemeinsamer Termin beim Anwalt an. Der Vater würde noch gern in den Gelben Seiten nach einem Bestatter suchen. Da platzt Patrick der Kragen: »Ich werde nicht eure Bestattung organisieren, solange ihr am Leben seid.«

Dann eine kleine Überraschung: Karin, die Freundin von Patrick, möchte seine Eltern nun doch noch einmal sehen, sich verabschieden. Die Eltern und Patrick freuen sich. Aber es bringt den Zeitplan durcheinander. Sie verschieben den endgültigen Abschied um eine Woche auf Karsamstag.

Eine Woche später. Karsamstag, 4. April. Für ein Mittagessen reisen Patrick, Karin und Simon von Köln in die Schweiz. Mit dem Auto, um noch ein paar Sachen mitzunehmen. Viele Tränen. »Ich habe meinen Vater noch nie so weinen gesehen«, erzählt Patrick später am Telefon. »Ja, das ging ans Herz«, sagt auch Peter Stäheli. Er musste sich ins Bett legen, erzählt er. Krämpfe. Alle, der Sohn, die Freundin, seine Frau, hätten sich dazugelegt. Ein letzter intensiver Moment des Familienzusammenhalts. Nach vier Stunden wieder Abreise. Tränen. Umarmungen. Plötzlich ist er da, der definitive Abschied. Abfahrt. »Es war ein schreckliches Gefühl, die Eltern ein letztes Mal zu sehen«, sagt Patrick. »Aber es war ein harmonischer Abschluss für alle. Es hätte nicht besser laufen können.« Bevor der zweijährige Simon auf dem Rückweg nach Köln im Auto einschläft, will er wissen, warum die Eltern weinen. »Weil wir traurig sind.«

Ostermontag, 6. April 2015, ein Anruf von Peter Stäheli. »Wir haben jetzt den Termin festgelegt: Am Donnerstag, den 9. April, werden wir verreisen.« So umschreibt Peter Stäheli den Stichtag, an dem seine Frau und er den lang geplanten Suizid in die Tat umsetzen wollen. Neben den Stähelis kenne jetzt nur ich das Datum. Eine Absprache zwischen den Eltern, dem Sohn und mir. Patrick will und soll den genauen Tag nicht im Vorfeld erfahren. Er muss sich schützen. Auch, um nicht in Zwiespalt zu geraten und vielleicht doch in letzter Minute das Vorhaben der Eltern zu verhindern. Aber er weiß, dass es ab jetzt jeden Tag passieren kann. Wenn ich am Freitag Früh, 10. April, die Stähelis telefonisch nicht mehr erreiche, werden Patrick und ich uns auf den Weg zu ihrem Haus machen. Entgegen der wichtigsten journalistischen Grundregel bin ich längst ein Teil dieser Geschichte geworden.

Freitagfrüh, 10. April 2015. Eine SMS von Patrick: »Ich habe das Gefühl, es ist passiert ...« Die Stähelis gehen nicht mehr ans Telefon. Kurzes Telefonat nach Köln. Patrick verspricht aufzubrechen, aber erst am Nachmittag. Er muss noch arbeiten. Warum nur kann er nicht alles stehen und liegen lassen? Der Zug braucht ohnehin vier Stunden. SMS fliegen hin und her. Er verspricht, sich zu beeilen. Die nächste Hiobsbotschaft: Feuerwehreinsatz am Bahnhof Köln-Deutz. Am Kölner Hauptbahnhof geht stundenlang nichts mehr. Per SMS kündigt Patrick seine Ankunft für 22 Uhr an. »Ich habe Angst vor dem, was kommt«, schreibt er. 22.30 Uhr. Wir stehen vor dem Haus der Eltern. Hinter den dichten Bäumen auf der Dachterrasse brennt Licht. Die Wohnung im vierten Stock scheint hell erleuchtet. Die Zeituhr? Welches Bild wird uns erwarten? Erst mal rauchen. Gedanken sammeln. Wir drücken uns vor dem Anruf bei der Polizei. Schließlich wählt Patrick den Notruf. Knapp sechs Minuten dauert das Gespräch. Personendaten durchgeben, die Krankheit des Vaters erklären. Begründen, warum er, obwohl im Besitz eines Schlüssels, nicht ohne Polizei in die Wohnung möchte. Endlich, eine Polizeistreife fährt vor. Ein junger Polizist und eine junge Polizistin. Wieder erklärt der Sohn, dass er Angst hat, die Wohnung zu betreten. »Jetzt

gehen Sie mal nicht gleich vom Schlimmsten aus«, versucht der Polizist zu beruhigen. Die Polizisten verschwinden im Treppenhaus. Patrick und ich warten vor dem Haus. Eine gefühlte Ewigkeit. Dann erscheint die Polizistin: »Ich habe zwei Nachrichten. Ihre Mutter ist leider verstorben, ihr Vater ist ansprechbar. Es tut mir leid.«

Der Satz der Polizistin zieht uns den Boden unter den Füßen weg. Ein einziger Gedanke hämmert in meinem Kopf: Das-darf-nicht-wahr-sein! Patrick bricht zusammen. Rettungssanitäter und Notarzt eilen an uns vorbei. »Papa, was hast du nur getan?«, entfährt es dem Sohn. Im selben Moment schämt er sich dafür. Minuten vergehen. Ruhig atmen. Sammeln. In den vierten Stock steigen. Peter Stäheli liegt im Flur. Auf dem Rücken. Im Delirium. Er hängt bereits am Tropf. Flatternder Blick. Ein Nuscheln. »Bitte ... alleine lassen.« Der Notarzt zum Sohn: »Sie müssen sich keine Sorgen machen, Herr Stäheli. Ihr Vater wird durchkommen.« Wieder dieser Gedanke: Das-darf-nicht-wahr-sein! Patrick beugt sich über den am Boden liegenden Vater, streichelt ihn. Abtransport. Kantonsspital. Der Sohn verspricht dem Vater nachzukommen. Die Polizisten übernehmen: »Bitte nichts anfassen.« Im Schlafzimmer im Bett die Mutter. Wie aufgebahrt. Friedlich. Im Flur Polizeifunk. Die Polizistin zu Patrick: »Wenn Sie sich von Ihrer Mutter verabschieden wollen, dann besser jetzt. Gleich wird hier viel los sein.« Ruhe vor dem Sturm. Personalien aufnehmen. Dann treten auf: ein Polizeifotograf, ein Forensiker, ein Gerichtsmediziner, eine Staatsanwältin. Spurensicherung und Kripo sind unterwegs. Wohnungs- und Hausschlüssel an die Polizisten abgeben. »Wir melden uns bei Ihnen.« Patricks Gedanken kreisen um den Vater. »Papa tut mir leid.« Ins nahe Kantonsspital. Notaufnahme.

Eine Polizeistreife ist bereits vor Ort. Patrick darf kurz zu seinem Vater, ein Polizist ist dabei. Der Vater bittet den Sohn zu helfen. Er will Tabletten. »Das geht nicht«, sagt Patrick. »Wo ist Mami?«, fragt Peter Stäheli. »Die Mami ist tot.« Ob der Vater verstanden hat? Das Einzige, was er zwischendurch klar sagen kann: »Ich tue es gleich!«

BACHMAIR WEISSACH HOTEL

KIRSCHBLÜTEN KREATIONEN
MIZU SUSHI BAR

DER TEGERNSEE

A MEMBER OF DESIGN HOTELS

BACHMAIR-WEISSACH.COM

Saturns Liste

Folge 419: Schönes Osterfrühstück



Vorgestellt von Roman Naumann, Mitarbeiter im Bereich Logistik bei Saturn auf der Theresienhöhe, München.



1 Huhn oder Ei? Zu Ostern gesellen sich zu den philosophischen auch ganz profane Eierfragen: Wie viele, welche Farbe, wie zubereiten? Gute Antworten hält der **Steba EK 5** Eierkocher bereit: bis zu acht Stück, naturbelassen, klassisch gekocht oder bei Bedarf auch pochiert. Solide Angelegenheit, nicht nur zu Ostern.



2 Schon immer beneide ich die Franzosen um ihre ungezwungene Esskultur. Besonders für Crêpes, die hauchdünnen Herrscher der Strandpromenade. Probieren Sie die mal zum Osterfrühstück, das ist lecker und macht echt Spaß – zum Beispiel mit dem **Crêpes-Maker Steba CR 35**. Lieblingsvariante: salziges Karamell.



3 Früher ein Klassiker zum Osterfrühstück, doch mittlerweile zu Unrecht etwas aus der Mode gekommen sind belgische Waffeln. Wichtigste Zutat: das Waffeleisen. Schwer muss es sein und von verlässlicher Qualität, so wie das **Krupps FDK 251**. Bereitet Waffeln schnell und auf den Punkt – ein Eisen für die Ewigkeit.

4 Kaffee ist und bleibt das erste Lieblingsgetränk des Tages in Deutschland, und das ist gut so. Feiern Sie Ostern auch im Gedenken an diese uralte, traditionelle Köstlichkeit auf angemessene Art mit dem **Siemens EQ9 T1905501DE** Kaffeevollautomat. Perfekter Kaffee, leise, schnell – und auf Knopfdruck: extrastark.



wieder.« Dann wieder Dämmerzustand. Die größte Sorge des Sohnes: dass sein Vater jetzt gaga wird. Ein Pflegefall. Nichts ist in diesem Moment klar, außer, dass der GAU eingetreten ist: Die gesunde Mutter tot, der kranke Vater am Leben. So viel scheint festzustehen: Peter Stäheli wird den Suizidversuch überleben. Wie es weitergeht? Völlig ungewiss. Es ist drei Uhr in der Nacht. Krankenschwestern tuscheln. Es spricht sich schnell herum, dass etwas Schreckliches passiert sein muss. Die Polizei bittet den Sohn, vorläufig im Krankenhaus zu bleiben. Es fällt auf, dass Patrick und ich nicht mehr ungestört miteinander reden können. In unserer Nähe immer ein Polizist. Ich fahre ins Hotel. An Schlaf ist nicht zu denken.

Um fünf Uhr in der Nacht klingelt mein Handy. Ein Korporal der Kriminalpolizei des Kantons Basel-Land. Ob ich am Morgen um elf Uhr zur Einvernahme kommen könne? Es ist mehr eine Aufforderung als eine Frage. »Wird gegen mich ermittelt?«, frage ich. »Nein«, sagt er. Ich müsse mich um den Sohn, meinen Freund, kümmern, sage ich. »Der wird am Morgen zur gleichen Zeit von der Staatsanwaltschaft befragt«, erklärt der Kriminalist. Also gut. Früh am Morgen trifft Patrick im Hotel ein. Eine Streife bringt ihn. Der Schock sitzt schwer in den Gliedern. In ein paar Stunden schon der Termin bei Polizei und Staatsanwaltschaft. Müssen wir uns Sorgen machen? Nach allem, was ich weiß, haben wir uns nicht strafbar gemacht. Aber die letzte Sicherheit fehlt. Nach drei Stunden unruhigen Schlafes klingelt der Wecker. Patrick erreicht den Anwalt des Vaters. Wir können ihn treffen. 10.30 Uhr, Parkplatz von Kantonspolizei und Staatsanwaltschaft. Auch der Anwalt, ein guter Freund von Peter Stäheli, ist geschockt. Er war in den Plan der Stähelis eingeweiht. Auch er hat mit diesem Ausgang nicht gerechnet. Sein einziger Rat an den Sohn und mich: »Machen Sie reinen Tisch.«

Polizei und Staatsanwaltschaft ermitteln in einem »außergewöhnlichen Todesfall«. Sechs Stunden dauert die getrennte Einvernahme. Der Kriminalpolizist protokolliert jeden Satz. Am Ende werden es 14 Seiten Protokoll. Im Zentrum die Frage: Ist Edith Stäheli aus freien Stücken verstorben? Soweit ich das beurteilen kann: Ja. Ich habe die ersten Gespräche mit den Eltern mit einer Kamera aufgezeichnet. Diese Aufnahmen sollen sich nun als Schatz erweisen. Auf Bitten der Polizei stelle ich sie den Ermittlern zur Verfügung. Um Peter Stäheli vom Verdacht der Beihilfe am Tod seiner Frau zu entlasten. Und um jeden möglichen Verdacht auszuräumen, er hätte seinen Suizid nur vortäuschen wollen. Das Ehepaar hat sich gegenseitig zu Alleinerben erklärt. Damit steht Peter Stäheli im Fokus der Ermittlungen. Für Polizei und Staatsanwaltschaft scheint der Fall längst nicht klar. Und zur Ermittlungstaktik gehört auch, sich nicht in die Karten schauen zu lassen. Der Ermittler ist sehr freundlich. Aber ob er meinen Schilderungen Glauben schenkt, verrät er nicht. Seine letzte Frage bringt mich aus der Bahn: Ob ich sicher sei, dass Patrick und ich vor dem Eintreffen der Polizei nicht in der Wohnung gewesen seien? Man habe am Leichnam der Mutter Schleifspuren gefunden, die darauf hindeuten könnten, dass Edith Stäheli möglicherweise erst nach ihrem Tod ins Bett gehievt wurde. Und dies, glaubt der Ermittler, könne der parkinsonkranke Mann unmöglich allein bewerkstelligt haben.

Peter Stäheli ist noch nicht vernehmungsfähig. Er liegt im Kantonshospital. Er ist ansprechbar, fantasiert aber. Spricht sehr undeutlich. Und er sieht Dinge durch sein Spitalzimmer fliegen. Noch immer sind zwei Polizeibeamte vor Ort. Der behandelnde Arzt ist zuversichtlich, dass der Vater wieder zu vollem Bewusstsein kommt. Aber sicher ist

nichts. Noch ist er nicht außer Lebensgefahr. Am nächsten Tag wird er in die geschlossene Abteilung der Psychiatrischen Klinik des Kantons überführt. Intensiv-Pflegestation B1. Fürsorgerische Unterbringung. Immer wieder lässt Peter Stäheli Ärzte und Pflegepersonal wissen: »Ich werde es gleich wieder tun.«

Eine Woche später. Samstag, 18. April 2015. Psychiatrie Basel-Land in Liestal. Ein fünfstöckiger grauer Betonklotz auf Stelzen. Im Garten gibt es ein kleines Café mit einfachen Tischen unter Sonnenschirmen. Ganz am Rand in einer der Ecken sitzen Peter Stäheli, Patrick und Karin. Alle essen Eis. Es wird gelacht. Entspannte Stimmung. Ein Hauch von Normalität. Peter Stäheli freut sich, mich zu sehen. Es geht ihm von Tag zu Tag besser. Und er erinnert sich jetzt an alles. Bis zu dem Moment, als er an jenem Abend vor einer Woche selbst die Tabletten schluckte – »doppelt so viel wie die Mami« – und einschlieft. Was danach passierte, ist ein schwarzes Loch. Bald wird die Polizei auch ihn vernehmen. Vater und Sohn gehen die wichtigsten Fragen durch: »Hat Mami die Tabletten selbst genommen?« – »Ja.« – »Ist sie im Bett gestorben?« – »Ja.« – »Woher dann die Schleifspuren?« – »Nachdem sie tot war, habe ich sie an den Achseln genommen und versucht, sie höher ins Bett zu legen.« – »Wie kamst du in den Flur, wo dich die Polizei gefunden hat?« – »Ich weiß es nicht.« Der Vater ist müde. Sohn und Freundin bringen ihn hoch auf sein Zimmer. Beide müssen morgen zurück nach Köln.

Patrick hatte sich bei der Arbeit in Köln abgemeldet. Den Vater eine Woche lang täglich in der Klinik besucht. »Das ist jetzt unsere Zeit«, sagt Patrick. Noch nie habe er sich mit seinem Vater so verbunden gefühlt. »Papa hat sich immer zurückgenommen. Er hat sein Leben lang das Parkett verlegt, auf dem meine Mutter Ballett tanzen konnte. Aber jetzt kann ich für Papa da sein. Er kann sich jetzt fallen lassen.« Wie genau es weitergeht, ist noch unklar. Aber Vater und Sohn haben eine Abmachung: »Wir werden noch ein Chateaubriand essen und dazu ein Bier trinken, in Freiheit.«

Einen Tag später. Sonntag, 19. April. Zu Besuch bei Peter Stäheli in der geschlossenen Psychiatrie B1. Erstmals treffe ich den Vater allein, ohne Sohn. An seinem Todeswunsch hält er fest. »Ich bin ein gestorbener Mann«, sagt er, »mich gibt es nicht mehr.« Vor vier Tagen wäre seine Frau 71 Jahre alt geworden. »Ich habe viel geweint.« Nicht ihr Tod schmerzt ihn, sondern dass er nicht mit ihr ging. »Immerhin konnte ich meine Frau vor ihrer größten Sorge, alleine zu überleben, bewahren«, sagt er. »Ich habe mein Versprechen ihr gegenüber eingehalten.« Nun will er so schnell wie möglich hinterher. »Ich vermisse sie. Unsere Ehe ist ein 49 Jahre altes Kunstwerk, und das darf man nicht auseinanderreißen.« Peter Stäheli will nun über die Sterbehilfeorganisation Exit in den Suizid gehen.

Wir spielen eine Partie Tischtennis. Neben uns am Tisch taucht plötzlich ein Bär von einem Menschen auf. »Ich mach den Schiedsrichter«, murmelt der Riese immer wieder monoton und starrt ins Leere. Stäheli lässt sich nichts anmerken. Er lächelt. Grad eben hat er wieder einen Ball platziert, für mich unerreichbar. Seine Vision, mit Hilfe von Exit zu sterben, scheint seine Lebensgeister zu wecken.

Wieder eine Woche später. Sonntag, 26. April 2015. Peter Stäheli ist der Freiheit und damit seinem Tod ein Stückchen näher gekommen. Vor ein paar Tagen ist er in die offene Psychiatrie verlegt worden. Jetzt kann er sich kurz von der Klinik entfernen, er muss sich nur abmelden. Zum zweiten Mal plant Stäheli seinen Abgang. »Ich bin jetzt beim Auslaufen wie nach einem Hundertmeterlauf«, sagt er. Anruf bei der

FÜR ALLE, DIE WISSEN, DASS man „Jazzgeschichte“ am besten mit den Ohren studiert.

KLASSIK JAZZ LOUNGE.

Musik für den gehobenen Anspruch. Jetzt in Ihrem SATURN Theresienhöhe in München.

ELLA FITZGERALD
"5 ORIGINAL ALBUMS"



Die 2 Königinnen des Jazzgesanges mit Klassikern der amerikanischen Jazzgeschichte. Vielfach mit Grammys ausgezeichnete Alben! Lange Zeit nicht greifbar.

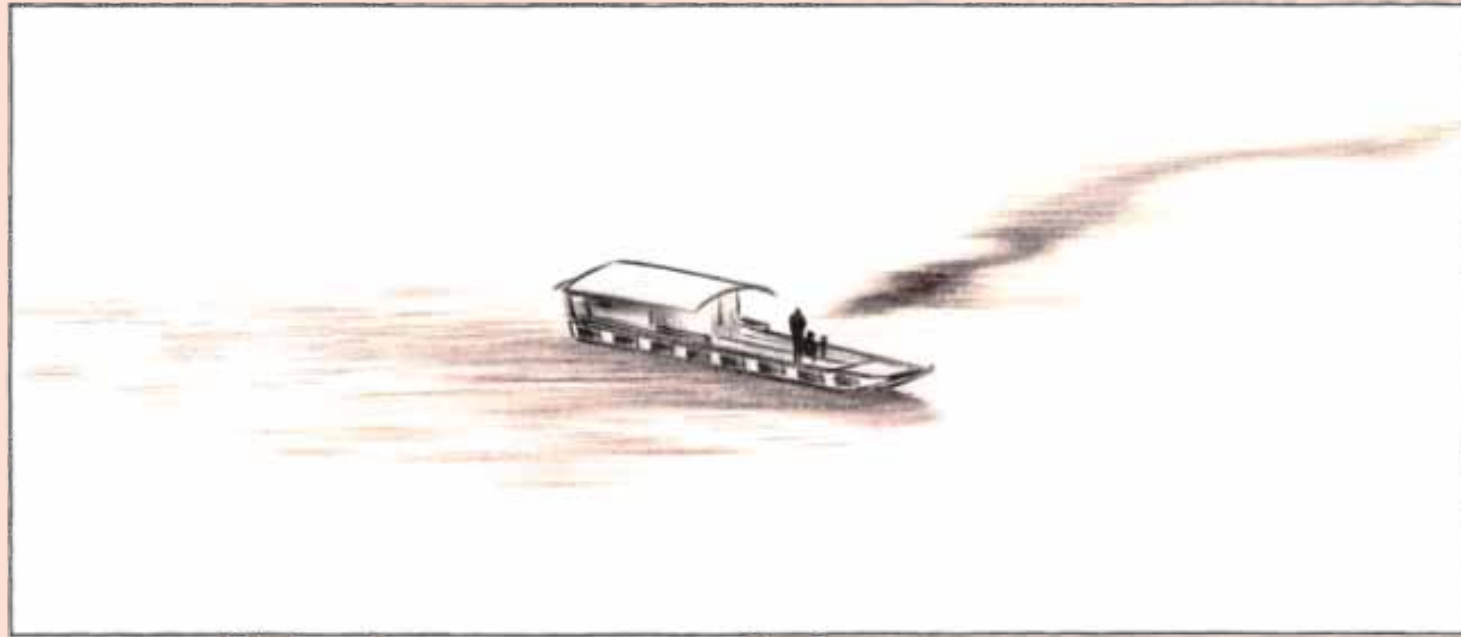
Je 5 CD-Box 14,99 Euro



BILLIE HOLIDAY
"5 ORIGINAL ALBUMS"

Saturn Electro-Handelsgesellschaft mbH München
Theresienhöhe / Schwanthalerstraße 115 / 80339 München

 SATURN



Ein Fährboot auf dem Rhein, zwei Urnen aus Ton, schlichte weiße Blumenblätter: So haben sich die Eltern den letzten Abschied vorgestellt.

Sterbebegleiterin von Exit. Anruf beim Hausarzt. Der verspricht, noch am selben Tag die Krankenakte an Exit zu schicken. Es kann Peter Stäheli nicht schnell genug gehen. Doch wird Exit ihn gehen lassen? Ihm das Rezept für das tödliche Mittel ausstellen? Darüber müssen noch eine Psychiaterin und ein Vertrauensarzt entscheiden.

Eine Todesanzeige erscheint in der *Basler Zeitung*. »Mit großer Trauer nehmen wir Abschied von Edith Stäheli«. Darunter die Angehörigen, an erster Stelle der Ehemann, dann Patrick und seine Freundin. Freunde und Bekannte, die nicht in den Plan der Stähelis eingeweiht waren und jetzt die Todesanzeige lesen, haben kaum eine Chance, Peter Stäheli zu erreichen. Die Wohnung ist noch versiegelt, das Handy beschlagnahmt, eine neue Handynummer unbekannt. Der Witwer Stäheli – verschollen. Ihm ist das egal. »Ich habe abgeschlossen. Das Bittere für mich: Edith ist schon in der Urne, und ich bin noch immer da.«

Das Warten auf Termine verbringt Peter Stäheli in der Psychiatrie mit Schachspielen, viel Schlafen und ein bisschen Tischtennis. Und er lernt Bügeln. »So muss ich nicht malen oder schnitzen. Das ist nichts für mich.« Mitte Mai wird sein Antrag auf Entlassung aus der Psychiatrie bewilligt. Offiziell wird Stäheli zum Sohn nach Köln ziehen. Sein inoffizieller Plan: Sobald er von Exit den Termin hat, will er noch für eine Woche zum Sohn nach Köln. Und dann aus dem Leben scheiden. Im Sterbezimmer von Exit, in Zürich.

29. Mai 2015. Letzter Besuch in der Psychiatrie. Peter Stäheli ist freudig aufgekratzt. Er darf sterben. Exit hat zugestimmt. Eine Vertrauensärztin von Exit hatte sich vor ein paar Tagen mit Peter Stäheli getroffen. Auf einer Bank im Klinikpark. »Die Chemie hat gleich gestimmt«, erzählt er. »Wir hatten eine hochinteressante Diskussion über Selbstbestimmung, und nach einer Stunde war der Fall klar.«

Noch am selben Tag stellte die Exit-Ärztin das Rezept für das Sterbemedikament aus.

Er ist erleichtert. »Ich hatte große Zweifel, ob Exit mich nimmt. Ich könnte vielleicht noch zehn Jahre leben, aber Exit hilft mir jetzt, in einem Stadium, in dem meine weitere gesundheitliche Entwicklung absehbar ist, den Weg abzukürzen.« Stäheli hat bereits einen Termin für »das geordnete Einschlafen«, wie er es nennt. Am 6. Juni werden er und sein Sohn mit dem Zug von Köln nach Zürich reisen. Dort hat Exit ein Sterbezimmer. Vater und Sohn bleibt nun noch eine gemeinsame Woche in Köln. Wieder steht der Abschied kurz bevor.

Am 3. Juni 2015 ein Anruf von Patrick. »Papa hat den Termin um einen Monat verschoben, auf den 4. Juli.« Der Anwalt von Peter Stäheli hatte ihn in Köln erreicht und ein Problem gemeldet: Wenn Stäheli im Juni stürbe, könnte die Wohnung nicht rechtzeitig zum 1. Juli auf den neuen Eigentümer überschrieben werden, sondern viele zunächst dem Sohn als Alleinerben zu. Peter Stäheli muss also den 1. Juli noch erleben, sonst verzögert sich alles. Dem neuen Eigentümer will er keine Probleme bereiten. »Jetzt, mit der Gewissheit, in den sicheren Tod gehen zu können, kommt es auf diesen einen Monat nicht mehr an«, sagt er. Stäheli will es allen Recht machen. Patrick freut sich. Er hat seinen Vater einen Monat länger. In Köln hat er ihm ein Apartment gemietet.

Mitte Juni. Einmal noch reisen Vater und Sohn in die Schweiz. Die Wohnung der Eltern ist inzwischen freigegeben. Vater und Sohn bereiten die Räumung vor. Grüne und rote Punkte kleben an den Möbeln. Was einen grünen Punkt hat, wird der neue Eigentümer übernehmen. Die wenigen Möbel mit rotem Punkt nimmt der Sohn. Den Rest wird ein Räumungsunternehmen in zwei Tagen entsorgen. Patrick Stäheli muss sich nun von seinem Elternhaus verabschieden. Von der Wohnung, in der er aufgewachsen ist. Er ist völlig am Ende, steht neben sich. Kopfschmerzen. Peter Stäheli ist bester Laune. Pakt Kleidung von ihm und seiner Frau umständlich in Kartons. Jeden seiner vierzig Anzüge bestaunt der Vater ausgiebig. »Wahnsinn, dieser

Anzug. Praktisch nie getragen!«, ruft er aus dem Schlafzimmer. Aufgeregt kommt er mit einem schneeweißen Stoffanzug über dem Arm angelaufen: »Schaut mal. Irre. So etwas findet ihr heute nirgendwo mehr.« Patrick sagt nichts. Verdreht die Augen. Ihm ist schlecht. Es bleiben ihm nur wenige Stunden, um zu entscheiden, was ihm wichtig ist und was nicht. Er hat Angst, etwas zu übersehen. Zwischendurch stößt er in Schränken und Schubladen auf kleine Nachrichten seiner Mutter. »Lieber Patrick, hier meine geliebten Sonnenbrillen. Herzlichst, Mama«, steht auf einem Zettel geschrieben. Am nächsten Tag steigen er und der Vater ins Auto und fahren nach Köln.

Per Handy schickt Patrick mir Fotos aus Köln. Der Vater lachend mit dem Enkel. Oder: Vater und Sohn Arm in Arm in Köln. Momente von Glück und Harmonie. Mit Ablaufdatum. »Tief in mir habe ich noch immer die Hoffnung, dass unser Zusammensein in Köln Papa zur Umkehr bewegen könnte«, sagt der Sohn am Telefon. Aber er weiß, dass sein Hoffen vergeblich ist. Der Vater macht klar: »Ich habe eine Abmachung mit der Mami.« Einmal mehr bleibt dem Sohn nur der Versuch, den Sonnenuntergang zu genießen.

Samstag, 4. Juli 2015. 12.02 Uhr. Bahnhof Zürich. Ein Sommertag wie aus dem Bilderbuch. Und der letzte Tag im Leben von Peter Stäheli. Vater und Sohn steigen aus dem Zug. Im Zug haben die beiden noch ein Glas Sekt getrunken. Peter Stäheli lächelt gelöst. Die Vorstellung, dass dieser Mann an diesem Nachmittag tot sein wird, erscheint grotesk. Patrick und ich bemühen uns, Haltung zu bewahren. Auf dem Weg zu Exit suchen wir eine Parkbank. Patrick lehnt seinen Kopf an die Schulter seines Vaters. Dann drängt Peter Stäheli zum Aufbruch. In einem Haus in einem Zürcher Wohnviertel empfängt uns die Sterbebegleiterin. Noch einmal muss Peter Stäheli erklären, dass er sterben möchte. Eine letzte Unterschrift, dann gibt ihm die Sterbebegleiterin ein Mittel, das den Magen beruhigen soll. Warten, bis das Mittel wirkt. Zwanzig Minuten, die zu einer Ewigkeit werden. Peter Stäheli wirkt völlig entspannt. Dann sagt die Sterbebegleiterin, er könne nun jederzeit hinüber ins Zimmer nebenan gehen. Dort steht ein frisch

bezogenes Bett. »Gehen wir«, sagt Peter Stäheli. Die letzten Umarmungen. Viele Tränen. Dann reicht der Vater dem Sohn seine Brille und die Brieftasche und fischt einen Kugelschreiber aus der Hosentasche. »Den brauche ich jetzt nicht mehr.« Das Glas mit dem tödlichen Mittel leert Peter Stäheli in einem Zug, auf der Bettkante. Zwei bis drei Minuten später setzt die Wirkung ein. »So, jetzt«, sagt er, legt sich hin und fällt in einen komatösen Tiefschlaf. Um 14.18 Uhr ist Peter Stäheli tot. Seiner Frau hinterhergereist.

Basel, drei Wochen später. Ein sonniger Vormittag. In der Mitte des Rheins stoppt die kleine Fähre. Patrick Stäheli öffnet zwei tönernen Urnen. Die Asche von Edith und Peter Stäheli rutscht in den Rhein. Weiße Blumenblätter fallen hinterher. Vielleicht werden Asche und Blumenblätter in ein paar Tagen Köln passieren. »Hoffentlich bleiben wir nicht am ersten Brückenpfeiler hängen«, hatte Edith Stäheli damals bei unserem ersten Treffen gesagt und gekichert.

Wir danken der Psychiaterin Dr. Ute Lewitzka von der Universitätsklinik Dresden für ihre ethische Beratung. Wenn Sie von Suizidgedanken betroffen sind, kontaktieren Sie die Telefonseelsorge (telefonseelsorge.de). Unter der kostenlosen Hotline 0800-1110111 oder 0800-1110222 erhalten Sie Hilfe von Beratern, die schon in vielen Fällen Auswege aus schwierigen Situationen aufzeigen konnten.



STEPHAN HILLE

beobachtete baff den Pragmatismus der Stähelis. So schenkte Edith ihre Handtasche einer guten Freundin – und war die letzten Tage stattdessen mit Plastiktüte unterwegs. Seinen Freund Patrick bewundert Hille dafür, dass er den Weg, den die Eltern ihm aufzwangen, gegangen ist, ohne abzustürzen.

Dieser Text ist bereits im Schweizer Magazin REPORTAGEN erschienen.

»SCHNODDRIG, ÜBERLEGEN,
WITZIG, RESPEKTLOS –
ENDLICH EINE NEUE STIMME
IN DER DEUTSCHSPRACHIGEN
GEGENWARTS-
LITERATUR!«
JOACHIM LOTTMANN



www.aufbau-verlag.de

